

Martina Clavadetscher

SCHNITTMUSTER

Das letzte Schnappen macht den Unterschied.

Mit einem Atemzug alles eingeschnürt, das Augenlicht abgedreht,
weg von den Blicken der Enkelin,
wie sie auf das Erschlaffte hinunterstarrt.

Obwohl sie Bescheid wusste – wusste sie nicht, wie ihr geschah.

Sie tat ihr Bestes, hielt ihr die Hand, als es loszulassen galt.

Dabei war sie längst hineingekrochen,
hatte sich von den Außenrändern weggeschrumpft,
über Wochen, Monate, immer tiefer in die Hülle hinein,
hatte sich in ihr Sterben eingewickelt.

Ein letztes Mal schaute ich hinaus.

Ausgerechnet zu ihr.

Vor drei Minuten, so empfängt die Enkelin den Hereinstürmenden.

Zweiundneunzig Jahre lang,

denkt der Bub, der gar kein Bub mehr ist,

zweiundneunzig Jahre lang und dann wegen drei Minuten zu spät.

Und er weint ein bisschen.

Die Arme bleiben liegen, können den Sohn nie mehr umarmen.

Dafür handelt die Pflegerin geschult und vergibt ihren Trost.

Sie ist die nette, keiner dieser überfröhlichen Pfleger

mit Bärtchen im Gesicht und allzeit zu Späßen bereit.

Das Ableben ist kein Spaß.

Wie ernst ich auf einmal angeschaut werde.

Da muss man erst sterben für, dass der Arzt so seriös tut,
notiert, bestätigt und kondoliert. Tot ist man plötzlich wer.

An die Verblichene verliert der Doktor kein Wort,
schließt ihr stattdessen die Lider,
drapiert Arme auf Bauch,
Ärmel auf Oberbekleidung.
Das übliche Falten halt.
Aber wie ruppig er das tut, registriert die Enkelin.
Das Weiche, Wehrlose der Hand einfach so hingeschmissen.

Ist doch bloß ein Handschuh, Kind. Ein Accessoire legt man eben ab.
Aber jetzt geht, Kind und Kindeskind,
geht mit Gott im Herzen und dem Teufel im Hintern, aber geht.
Tschüss, und bis bald vielleicht.

Der Gruß hallt unhörbar hinterher, wie immer,
wenn die Tür von außen geschlossen,
wenn jemand im Zimmer allein gelassen wird.

Ist das jetzt die Totenstille, von der alle sprechen?
Dieses Gemurmel?

Kittel um Kittel, Schürze um Schürze pilgern sie vorbei,
jedes Blumenkleid, jedes halbe Hemd will sie zum Abschied noch gesehen haben,
zur Versicherung, dass sie das mit dem Überleben länger hingekriegt haben.
Der Heimleiter kreuzt auf, macht einige Anrufe
und versteckt seine Erleichterung,
dass sie wieder um einen Namen kürzer ist, die Warteliste,
und er gibt Anweisungen wie:
Das Zimmer sei zu räumen von dann bis dann,
die privaten Sachen kämen von dort nach dort,

in der Heimkirche singe man das und das.

Das Anordnen macht ihn mechanisch,
mehr Maschine als Mensch.

Muss er auch! Hat die Maria vom Zimmer nebenan immer gesagt.
Schließlich ist das ein Kommen und Gehen hier, wie am Hauptbahnhof,
da muss man sich eine harte Haut und so – dabei:
Müssen tut man nur Sterben, womit das auch erledigt wäre –
von meiner Seite wenigstens.

Tür auf, Tür zu, Mund zu, Mund auf:

Ach herrje, Luisa, mach's gut,
Liseli, Adieu, halt mir einen Platz frei,
da oben, oder da unten, Hauptsache neben dir,
weil mit dir, weißt du, sauf ich am liebsten,
wie damals an Silvester: Cheerio, Miss Sophie!
So was sagen sie, und es kommen immer neue Besucher,
neue Tränen, das Getropfe der Trauernden,
bis der Nachmittag stiller,
bis die Tür mit Geschäftigkeit geöffnet wird – von den Männern mit dem Behälter.

Meinetwegen, macht noch ein Gehäuse ums Gehäuse.
Als hätte mich der Körper nicht schon zweiundneunzig Jahre lang eingeschachtelt.

Damit keiner den Leichnam sieht,
räumen sie die Überreste diskret weg und hinein in die Kiste,
die Kiste runter zum Parkplatz und ins Fahrzeug,
und das Fahrzeug rollt in die Garage vom Bestattungsdienst.
Immer bleiben sichtbare Schichten zwischen der Welt und ihr.
Schutzschichten, Schmuckschichten bis über den Tod hinaus,
und am Schluss sind es die Bestatter, die alles nochmals neu einkleiden.

Dabei geraten die Herrschaften ein wenig ins Staunen über meine Haut, nicht wahr?

Das Leder ist zwar ein wenig in die Jahre gekommen,
aber da ist noch dieser Schimmer.

Eleganz kommt eben auch aus Familien,
die zu fünft in einem Zimmer schlafen mussten,
die sich das Kinderbettchen aus den Holzresten einer Schreinerei zu zimmern hatten.
Eines kann ich euch ins Diesseits flüstern:
Neidisch waren die Reichen, auf die Haut der Armen.

Damals kam die Störschneiderin aus der alten Gasse, um Maß zu nehmen,
da kam sie extra in die Herrenhäuser gelaufen
und trug wie zum Spott das schönste Kleid überhaupt mit sich herum –
ihre Haut, zarter und heller als jedes Gewand jeder Herrin jedes Hauses.

Deswegen hatte sie die Damen umso schöner zu machen,
hat ihnen zur Wiedergutmachung Kostüme genäht,
und als Gegenleistung einige Happen vom Wohlhaben abgekriegt.

Oder den angebrochenen Schaumwein,
als sie Service-Aushilfe war im Grand-Hotel auf dem Axenstein.

Die anderen haben sie nach dem englischen Bankett in die Küche gerufen,
ihr stolz die gesammelten Flaschen gezeigt.

Heimlich haben sie die Reste getrunken und den Rest vom Abend getanzt,
die Köche mit den Servicemädchen, die Zimmermädchen mit den Kofferburschen,
das alles geschah in ihren Uniformen,

so lange, bis einer auf dumme Ideen kam,
sie mitzerterte, in die Waschküche –
und es im Nachhinein allein ihre Schuld blieb,
dass sie nicht eher nach Hause gegangen war.

So hatte sie der Enkelin alles um den heißen Brei
und rund um das Vergangene herum erzählt.

Als wollte sie das Geschehene zusammenfassen,
anhand der Kleider, die alle trugen und zu ertragen hatten.

Das Leben passt sich seinen Stoffen an:

Leinen, Wolle, Chiffon, und wer Glück hat, wird in Satin und Spitze hineingeboren.
Oder drückt sich später ums Verrecken hinein,
um nicht in Baumwolle beerdigt zu werden.
Zuerst der rechte Arm, dann der linke Arm.
Die sanften Befehle der Bestatter –
ein Widerspruch zum Dehnen und Biegen auf der Bahre.
Sie brechen ihr die Starre aus den Gelenken,
damit das Sperrige ins kleine Schwarze passt,
damit sie nochmals zur Schönheit wird.
Eine englische Königin, nur mit tiefem Ausschnitt.
Aber die Bestatter haben dafür keine Augen,
sondern drücken die Dreiteiligkeit aus Kopf, Brust, Unterleib,
pressen den Körper ein letztes Mal in etwas Angemessenes.

Da gehen mir die Herren mal wieder ordentlich an die Wäsche,
doch geschieht es diesmal in Umkehrung.

Sie zerren an den Knöpfen, reißen am Saum.
Und ihr Kopfschütteln gilt nicht dem Körper, nicht dem Widerstand,
es gilt dem Reißverschluss.
Das Metall muss raus, wegen des Feuers, wegen der über 900 Grad Celsius.

Hier hingegen seid ihr herrlich korrekt,
ein ganzes Leben lang bürdet ihr mir Schwerlasten auf,
aber am Ende muss der kleine Reißverschluss raus,
damit im Ofen nichts übrig bleibt.

Der nächste Transport geschieht ohne besinnliche Umwege.
Keine Lichterfahrt wie letzten Advent mit dem Altenheim,
als es hieß: Alle rein in den Kleinbus und ab in die Stadt,
Weihnachtsbeleuchtungen anschauen.
An der Kapellbrücke vorbei, über die Flussmündung,

dann die Seestraße entlang, überall Lämpchen, Lichterketten,
insbesondere die schicken Hotels scheuten keine Kosten,
um hinter dem Geglänze zu verschwinden.

Schneller ging es dann zurück über die Autobahn,
auf den Rücksitzen die Betagten, angegurtet und müde –
bis sie am längsten Kamin vorbeifuhren.
Dem Verbrennungshaus für Menschen.

Endstation, alle aussteigen, bitte!
Hab ich zur Maria neben mir noch gewitzelt,
doch insgeheim hab ich gedacht:
Na, meine nächste Reise geht dorthin.
Seltsam, wenn man plötzlich recht behält.
Der Herrgott wird's schon richtig machen mit mir.

Auf dem Prospekt vom Bestattungsdienst steht:
„erfahren, kompetent und zuverlässig“.
Für das Familienunternehmen wird jeder Abschied zu einem Auftrag,
und jeder Auftrag entsprechend koordiniert,
nach Gesetz und Vorschrift begleitet:
Einsargung, Überführung, Bestattung.
Auch jetzt darf nichts mehr schiefgehen.

Ich könnte ihnen ja abhanden kommen,
wie der Chaplin seiner Familie in Vevey abhanden kam,
inklusive Sarg und aus dem Friedhofsboden heraus sogar, entführt haben sie ihn.
Aber für mich erhielt niemand kein Lösegeld, eher ein Witz wäre das.
Jetzt ist die tote Luisa doch noch abgehauen,
hieß es dann am Stammtisch, und die Runde johlte.

Der Familie ist grad nicht zum Lachen,
die ist mit Trauerarbeit beschäftigt,

wie alles Arbeit ist, wenn einen das Leben noch zurückhält,
Arbeiten ist Arbeit, Freizeit ist Arbeit, Lieben ist Arbeit.

Und Sterben – Schwerstarbeit,
davon kann ich euch ein Liedlein singen.

Selbst das könnten sie nicht hören, die Angehörigen,
die haben kein Musikgehör, geschweige denn Galgenhumor.
Dabei hat sie ihnen den so oft einzutrichtern versucht,
beim Trinkspruch zu Weihnachten, hoch den Williams-Schnaps und:
Cheerio! Auf meine letzten Weihnachten! Oder:
Nächstes Jahr habt ihr dann den Krevettencocktail ganz für euch!
Da haben sie noch gelacht.

Das sollen sie auch haben, immer gut lachen,
meine Ablegerchen, immerhin, für drei Knospen hat's gereicht.
Wehe, die vergessen das Blühen, wenn ich weg bin!
Die sollen sich nicht verkümmern lassen,
vor allem die Enkelin nicht,
die soll mein Gegenteil sein,
die soll sich zur Wehr setzen.
Geh geh geh, würde ich befehlen,
käme sie nochmals mit diesem Gerät und ihren Fragen vorbei.
Geh auf Reisen, sei alleine und frei. Weil ich nicht konnte, wegen den drei.
Erstens Mann, zweitens Kind, drittens Krieg – und mit mir sogar vier.

Alle eingeschlossen im Schweineland,
weil die Schweiz, das kleine Stachelschwein,
nehmen wir auf dem Rückweg ein,
das hätten die damals gesagt,
aber diesen Rückweg haben sie dann doch nicht (ein)genommen,
sondern bescherten allen eine Verschönerung.

Also haben die Geschonten weitergearbeitet,
skeptisch zwar, dafür umso härter,
damit sie diese Schonung auch verdient hätten,
und das Erarbeitete wurde gespart,
das Verdiente aufgeschoben, auf die lange Bank – für bessere Zeiten,
die sie nicht erkannten, als sie längst gekommen waren,
selbst als sie sich regelrecht vor sie hingestellt hatte, ihre Zeit,
in Reih und Glied, Stab um Stab – das Gitter eines Käfigs.

Im Nachhinein ist man immer schlauer – dafür auch tot.

Zu Lebzeiten hätte sie sich
statt den hübschen Kleidern über dem hübschen Körper
eine dicke Haut mit Dornen und giftigen Haaren anbringen sollen, als es hieß,
sie solle besser still sein,
sie solle nicht so tun,
sie wolle es sicher auch,
sie brauche sich nur anzuschauen,
da sei es doch schade drum,
so ein Meiteli mit einer Haut, hell wie Marmor,
wäre doch die größte Verschwendung,
sagten die Netten,
und die nicht so Netten
sagten gar nichts.
Sondern haben sich den schönen Schimmer einfach genommen,
sich draufgelegt und das Lebendige verdunkelt.
Das Weibliche gehöre aufs Silbertablett,
hieß es nur, wenn jemand ihre blauen Flecken aufdeckte.
Das ist eben so,
du willst doch niemandem Böses unterstellen,
hatte die andere Frau gesagt, die eine Lehrerin war oder eine Ordensschwester,
denn in der Schule, im Beruf,

immer gab es irgendwo eine andere Frau, die Dinge sagte, wie:

Das ist eben so – und:

Sei du froh, bist du schön – und:

So steht es geschrieben, in der Natur,

in der Bibel und im Gesetzbuch – und zwar:

Schwarz.

Auf.

Weiß,

hat jede der anderen Frauen gesagt,

und mit dem Finger so, als läse sie es nach.

Sie erzogen mich zu einer Schnittmusterschülerin.

Ich habe ihre Modelle übertragen – auf Wachspapier, und dann auf mich.

Habe jede Vorgabe ertragen,

habe die Faust im Sack gemacht,

und in der Faust die Nadeln und Scheren zur Sicherheit,

die Klingen lieber noch nach innen,

nach außen bin ich ausgewichen, wenn es ging,

habe mich nie vermessen, sondern gezielt geduckt vor den Oberen – und es ging.

Denn untendurch ist auch ein Weg.

Ich habe sie kanalisiert, die Wut, aber nie abgegeben.

Es hätte sich eine Gelegenheit geboten,

als die Enkelin mit diesem Gerät vorbeikam,

„Intertronic – Micro Cassette Recorder“ stand darauf,

und als sie den Knopf drückte und ins Mikrofon sagte: Grosi, ich habe ein paar Fragen.

Da hat die Schneiderin einmal mehr kopiert, was ihr vorgegeben wurde,

ist den Fragen ausgewichen,

hat die Worte um die blauen Flecken herumplatziert,

das Erduldete mit einem geschickten Zickzack kaschiert,

die festgehaltenen Handgelenke,

die unterdrückten Nein,

alles weggestopft,
und zur Sicherheit mit Rückstich vernäht.

Niemand gewinnt etwas aus diesen alten Geschichten.

In den Fehlern von anderen

hört jeder bloß

das Gejammer von anderen.

Dein Rundherum ist heute einfacher.

Ihr könnt und dürft.

Ich musste und sollte.

Aber was bringen mir diese Sätze jetzt?

Veräschert werde ich sowieso.

Ich bin bereit. Mehr als das:

Die Feuerbestattung kommt mir gerade recht.

Während sie den Ofen aufheizen,

haben sie den Sarg aus dem Kühlraum und ins Abseits gelegt.

Für die zweite Leichenschau öffnet der Arzt pro forma den Deckel,

er wirft ein letztes Licht hinein und nickt den Fremdkörper ab,

bevor er aufs Förderband geht.

Nur weg damit, das alte Menschenmäntelchen mag ich sowieso nicht mehr tragen,
ich hab's aufgebraucht – es hat lange genug gehalten.

Ein Klacken besiegelt die Fahrt.

Der Schamottestein liegt auf dem Sargdeckel,

eine feuerfeste Beigabe, darauf die Nummer zum Namen.

Ja, die Luisa aus der alten Gasse,

das ist eine Nummer,

haben sie früher immer gesagt,

und jetzt werden die alten Schwätzer sogar recht behalten,
mich selbst als Asche wiedererkennen.

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes, Amen,
murmelt der Betriebsleiter, er bekreuzigt sich,
und tut, als schöbe er mit der Schublade einen Laib in den Ofen.

Die Tür schließt. Das Objekt fängt Feuer.

Nach einer Weile entwindet ein Gebläse die erste Asche von Sarg und Kleid.

Die Temperatur steigt.

Die Verbrennung kommt näher und tut ihre Arbeit.

Im Endstadium färbt sie alles dunkel,
abermals platzt Haut und Kragen,
das Futter quillt an allen Stellen,
die Nähte springen aus der Form.

Ich lasse die allerletzten Hüllen fallen,
ich entledige mich des Materials, das ich war,
bin keine Mädchen-Mutter-Frau mehr,
bin endlich den Augen von außen
weder Schmaus noch Weide,
weder Blick noch Schein.

Bin durch und durch ich,
bin der heiße Dampf vor einer Bergkette
und steige als Rächlein aus dem längsten Kamin.

Doch wer glaubt, dass mein Vorkommen hier endet, hat sich geschnitten.

Hört ihr? Ohne mich!

Jetzt kommt meine Zeit.

Ich bin Störschneiderin und habe ein zweites Kostüm in petto.

Die zwanzig Liter Heizöl hätten sie sich sparen können.

Die Kremation, der anschließende Mahlgang,
das Zusammenschaufeln in der Aschekapsel,
selbst die Urne ist schlecht investiertes Geld.

Es wäre auch anders gegangen,
denn am Ende mündet alles in Stoffbestandteile,
die für Neues zu haben sind.

Der Herrgott
oder die Frau Gott
besitzt unzählige Schnittmuster,
trägt Kleider, die ihr die Natur mit Laune schneidert.

Wieso sollte ich mich nicht an ihren Vorlagen bedienen?
Nicht dass ich mit meinem letzten Gewand unzufrieden gewesen wäre,
es war durchaus schön – vielleicht zu schön.

Die letzten Sterbensmonate verliefen wie am Schnürchen.
Ich ließ mich von den ameisenhaften Dienern füttern, tranken,
ließ mich waschen und herumrollen,
mimte zur Tarnung das greise Weib, das ich war,
aber drinnen entwickelte ich einen Plan.

Als das Muster fertig und der Tag gekommen war,
beendete ich die Nahrungsaufnahme,
schlüpfte weiter hinein und verschloss mich der verjüngten Welt.

Meine Spinndrüsen spannen die letzten Lebensfäden,
wie flüssige Seide, die an der Luft erstarrt,
wurde ich zum harrenden Gespinst
und spielte vor Besuchern die ans Bett gefesselte Puppe.

Niemand ahnte meine List:
Ich wandelte durch meine Menschhülle,
ich richtete mir in meinem Sterben ein Arbeitszimmer ein.

In den Heimnächten, als alles schlief, habe ich geschuftet.
Das Rattern der Maschine hörten sie als Schnarchen,
das Auf und Ab des Fadenhebels sahen sie als Atmung.

Doch beharrlich drehte die Spule,
mit Zuverlässigkeit stach die Nadel ins Stoffmeer,
und der Stoff floss unter dem Schiffchen hindurch,
als glitte das Material von alleine in seine vorgesehene Form.

Chitin und Protein härten das Außenskelett,
die Fugen sind ringförmig verschlossen,
am Rumpf die sechsfachen Rundschuppen
reichen bis ganz nach unten – bis ganz nach hinten,
wie ein Charleston-Kleid, nur die Fransen hübsch erhellt.
Die Vorderflügel aus mattem Weiß mit schwarzen Punkten,
die Hinterflügel, mein Unterrock,
sind bräunlich, leicht pelzig
und in Ruhehaltung versteckt.
Im Flug hingegen wehen die Härchen,
die Flügelschuppen brechen das Licht,
der Übergang zwischen Thorax und Kopf ist nahtlos,
und die Füße, die Tarsen mit Krallen, sind schlank, aber stabil.
Zwei lange Antennen in Weiß sind meine Krone.
Doch am Rückenpanzer:
Da prahlt ein falsches Gesicht,
als starrte dem Himmel
und allem Höheren
zur Warnung ein zweites Augenpaar entgegen –
nie mehr wird sich ein Schatten von oben herab auf mich legen.

So entflog ich dem längsten Kamin,
mit einer Anrüchigkeit, die mir als Schutz willkommen ist.
Vergrößert gleiche ich einer Eule oder einem Drachen,
einem weißhaarigen Wurm mit Flügeln,
ein durchaus hässliches Geschöpf,
endlich abstoßend für die Blicke und Hände
von Soldaten, Köchen, Anzugträgern,
und erst dem längeren Betrachter eine Majestät.
Diese Gestalt habe ich mir selbst geschaffen,
und mit ihr arbeite ich mich hoch,
weit über die Welt hinaus, und sehe:

Noch immer wollen Uniformen allerorts nicht aus der Mode kommen.
Noch immer knien und bücken sich die Unteren tief zum Saum von Herrenhosen.
Und noch immer ist untendurch auch ein Weg.
Doch hier oben kümmern mich diese Umwege wenig.
Ab und zu besuche ich meine Sprösslinge,
sehe im Schein einer Lichtquelle
die Gesichtszüge der Enkelin, der Urenkelin,
weitergereichte Muster, die abzulegen unmöglich sind.
Auch darüber stellen sich mir keine Härchen auf.
Bin endlich der Schädling, der ich immer sein wollte,
zünsle gleichgültig um das Licht ihrer Leselampe,
flattere über Papierbögen, Notizhefte,
während das Aufnahmegerät auf dem Schreibtisch ein Rauschen entlässt,
zwischenzeitlich etwas Vertrautes meine Fühler berührt, als gelte es mir.

Grosi, ich habe ein paar Fragen.

Sagt etwas aus dem Gerät,
und es folgt ein Fetzen, ein dünner Faden, der sich zur Stimme webt.
Sie klingt gequetscht und so unangenehm, als müsste es meine eigene sein.

Sei du froh.

Beruhigt die Stimme aus dem Gerät.
Und ist dabei plötzlich die Stimme einer anderen Frau.
Noch immer gibt es irgendwo eine andere Frau, die solche Dinge sagt.

Das ist eben so.

Sagt die andere Frau. Und sagt es, als wäre ihr nie nichts geschehen.